

Marion Neiss

**BERLIN WIELANDSTRASSE 18 – EIN
EHRENWERTES HAUS**

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Eine der Seitenstraßen des Kurfürstendamms im Berliner Stadtteil Charlottenburg ist die Wielandstraße, die man erreicht, wenn man der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche den Rücken zuwendend nach Westen geht. Einbiegend nach rechts zieht sich die Wielandstraße bis hin zur Pestalozzistraße und stößt dort mit ihrem Ende auf ein prachtvolles rotes Backsteinbauwerk, die Synagoge. Das jüdische Gotteshaus, das im neoromanischen Stil 1912 fertig gestellt wurde, bot etwa 1400 Besuchern Platz. Das Gebäude wurde in der Pogromnacht nur wenig beschädigt, da die Feuerwehr nach der Brandlegung recht schnell am Ort war um zu löschen. Nicht etwa, weil ihr die Synagoge am Herzen lag, sondern das Feuer drohte auf die anliegenden Wohnhäuser überzugreifen.

Das nur einige Gehminuten von der Synagoge entfernte Wohnhaus Wielandstraße Nr. 18 ist ein typisches Berliner Mietshaus wilhelminischer Prägung, erbaut für eine mittel- bis großbürgerliche Klientel. Zur Straßenseite hin erstreckt sich das repräsentative Vorderhaus mit Balkonen und Loggien. Das dahinter liegende sogenannte Gartenhaus ist durch einen Seitenflügel mit dem vorderen Gebäude verbunden. Der gesamte Komplex verfügt über jeweils vier Etagen und wurde 1906 fertig gestellt. Die etwa 20 Wohnungen mit jeweils sechs bis acht Zimmern wurden rasch belegt. Die ersten Mieter, der Kaufmann Siegfried Wolffheim, nebst Gattin Franziska und den Kindern Hans und Fritz, bezogen am 20. März 1906 die erste Etage des Gartenhauses. Zwei Tage später folgte der Kaufmann Richard Boas mit Ehefrau Johanna und dem Pflegekind Irma Lewin, die sich in der zweiten Etage des Vorderhauses niederließen, sowie der Konsul Hermann Plaut mit Gattin Clara und den Kindern Gertrud und Erna. Zwei Tage später bezog

Johanna Hirschfeld, eine 70-jährige Witwe, deren Ehemann sie – wie man annehmen darf – nicht unvermögend zurückgelassen hatte, in die Hochparterrewohnung im Gartenhaus. Bis zum Oktober 1906 wurden nun alle Wohnungen des Hauses mit solventen Mietern belegt. Die Nachbarn der Witwe Hirschfeld, der Kaufleute Wolffheim und Boas und des Konsuls Plaut, waren u. a. der Arzt Heinrich Brat, der Justizrat Julian Jacobsohn, der Ingenieur Pantböhm, die Kaufleute Bernhard Lewy und Martin Labandter, der Apotheker Paul Hubert und auch der Schauspieler Bruno Ziener.

Aufgrund zweier erhaltener Hausmeldebücher des Gebäudes sind alle Zuzüge und Wegzüge der Mieter dokumentiert. Diese Meldebücher enthalten neben den üblichen Eintragungen der Vor- und Zunamen der Mieter auch Geburtsdaten und die Daten des Einzuges sowie den Termin des Auszuges mit der neuen Adresse. Sowohl die Berufe der Haushaltsvorstände wurden eingetragen, als auch die Lage ihrer Wohnung inklusive eventueller Untermietsverhältnisse, sowie die Staatsangehörigkeit – aber auch die

Religionszugehörigkeit jeder einzelnen Person jedes Haushaltes. Sieht man sich die konfessionelle Verteilung der einzelnen Mietparteien bei der Erstbelegung des Hauses an, so gehörten sechs Haushaltungen der protestantischen und 13 Familien der jüdischen Religion an, lediglich eine Mietpartei bekannte sich zur katholischen Konfession. Bis zum Jahre 1919 bleibt dieses Verhältnis ähnlich. Von den zwischen 1906 und 1919 insgesamt 59 eingetragenen Mietparteien waren 19 protestantisch, eine katholisch und 36 jüdisch.



Das Haus Wielandstr. 18 von der Straßenseite, 1985

Unter den Mietern dieses Zeitraums (also von 1906 bis 1919) war auch die Witwe Gertrud Joel mit ihrer 29-jährigen Tochter Lotte und ihrem 18-jährigen Sohn Ernst. Ernst Joel war ein überzeugter Kriegsgegner, der 1915 das pazifistische Journal «Der Aufbruch» herausgab, was schließlich zu seiner Verweisung von der Berliner Universität führte. Sein Medizinstudium setzte er in Heidelberg fort und kehrte Anfang der 20er Jahre nach Berlin zurück. Hier spezialisierte sich Joel auf Suchtkrankheiten und gehörte zu den Pionieren der Erforschung der Auswirkungen von Rauschmitteln auf Körper und Seele. Seine Arbeiten über die Behandlung von Suchtkrankheiten wie Alkoholismus, Morphiumismus und Kokainismus gehören noch heute zu den Grundlagen der Drogenforschung und in einer 1926 erschienenen Publikation fragte er: «Ist in Deutschland der Anbau von indischem Hanf notwendig?» Eine Frage, die noch heute kontrovers diskutiert wird. 1929, erst 36-jährig, starb Ernst Joel in Berlin, seine Schwester Lotte wurde im April 1943 nach Auschwitz deportiert, zur Zeit ihrer Deportation lebte sie nicht mehr in der Wielandstraße, Joels hatten das Haus bereits 1916 verlassen.

Im Meldebuch als Mieter eingetragen ist auch das Ehepaar Fritz Schönthal mit Ehefrau Ida und den Kindern Ruth und Hans-Peter. In welchem Jahr die Schönthals in das Haus zogen, war wegen des fehlenden Einzugsdatums nicht festzustellen, notiert wurde lediglich das Datum des Auszuges, der 15. März 1939. Als neue Adresse wurde Stockholm, Tegnergatan 13, angegeben. Von dort aus emigrierte die Familie über Russland, Japan und Mexiko in die Vereinigten Staaten. Die Tochter Ruth, die bereits in Berlin am Sternschen Konservatorium Klavierunterricht erhielt, begegnete in Amerika Paul Hindemith, der sie in seine Kompositionsklasse an der Yale University nach New York holte. Ruth Schönthal gehört heute zu den berühmtesten Komponistinnen des 20. Jahrhunderts und lebt in New York.

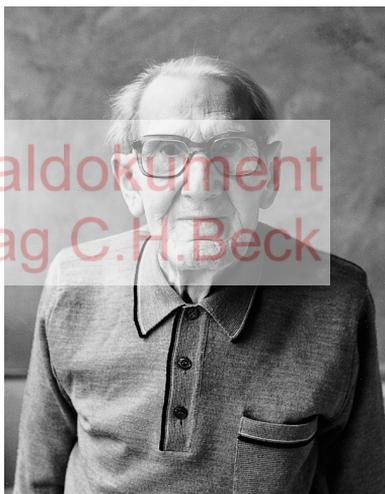
Die Eintragungen im Meldebuch für die Wielandstraße 18 enden mit dem Einzug des Rechtsanwalts Arthur Cohnreich mit Ehefrau am 25. März 1919. Bis zum 1. April 1933 liegen keine weiteren Eintragungen über Neueinzüge vor. Die Meldevorschriften waren während der Weimarer Republik insofern gelockert worden, dass

kein Hausmeldebuch mehr geführt werden musste. Dies änderte sich 1933 mit der Polizeiverordnung vom 22. April, die festlegte, dass nun wieder ein Meldebuch durch den Hauswirt geführt werden musste. Mit der Eintragung des Kaufmanns Otto Jourdan nebst Ehefrau und Köchin werden nun wieder kontinuierlich alle Ein- und Auszüge registriert. Ab Mitte der 30er-Jahre verschiebt sich das religiöse Verhältnis zwischen Juden und Christen zugunsten der Letzteren, bzw. es fällt auf, dass häufiger versäumt wurde, diese Sparte auszufüllen. Wir wissen nicht, ob aus Absicht oder Nachlässigkeit. Über den Inhaber des Hauses lässt sich auch nur wenig sagen. Fest steht, dass ein gewisser Kaufmann K. Braginski, ein angeblich polnischer Jude, bis 1938 in den Berliner Adressbüchern als Hausbesitzer ausgewiesen ist, für das Jahr 1941 und folgende werden die Krüger'schen Erben angegeben, vermutlich eine Erbgemeinschaft.

Am 1. Oktober 1935 zieht Otto Jogmin¹ nebst Ehefrau Margarete und der neunjährigen Pflgetochter Vera Thorn in das Haus ein und übernimmt die Stelle des Portiers und Hauswarts. Hausmeister sind in der Regel nicht beliebt, sie gelten meist als überpingelig, besserwisserisch und herrschsüchtig, legen Wert auf absolute Ordnung, und ihr vorauseilender Gehorsam gegenüber den Ordnungsbehörden hat ihnen während der Zeit des Nationalsozialismus oftmals das Amt eines Blockwartes² eingebracht. Bei dem Hauswart Otto Jogmin verhält sich die Sache vollkommen anders.

Otto Jogmin, 1894 in Berlin-Schöneberg geboren, wuchs mit sieben Geschwistern in recht armen Verhältnissen auf. Der Verdienst des Vaters, der als städtischer Gärtner arbeitete, reichte für die zehnköpfige Familie nicht aus und so war die Mutter gezwungen, einen kleinen Kohlenhandel zu führen, wobei ihr der Sohn Otto bei der Auslieferung mit einem Handwagen half. Nach acht Volksschuljahren fand der Junge eine Anstellung bei der Firma Siemens, aus der er jedoch 1913 entlassen wurde. 1914 als Soldat eingezogen, kehrte er 1920 aus der Gefangenschaft wieder nach Berlin zurück, fand hier jedoch keinerlei Arbeitsmöglichkeiten und versuchte sein Glück auf den Werften in Hamburg und Bremen, bis er Ende der 20er-Jahre auch dort wieder entlassen wurde. Zurückgekehrt nach Berlin hält er sich mit kurzfristigen Beschäftigungsverhält-

nissen über Wasser, bis er die Anstellung als Hauswart in der Wielandstraße schließlich 1935 erhält. Otto Jogmin war – nach seinen Aussagen – politisch nicht engagiert, die Arbeiterbewegung hat ihn nicht interessiert. Er war, wie er erzählte, viel zu sehr mit der Suche nach Verdienstmöglichkeiten beschäftigt und – er betonte es, als ich ihn 1988 (er war im Alter von 94 Jahren) interviewte: «... das war gut so, sonst wären wir hier doch gar nicht durchgekommen.»



Otto Jogmin, 1984

Otto Jogmin bezog mit Frau und Tochter eine kleine Eineinhalb-Zimmerwohnung im Parterre des Gartenhauses. Er musste alle anfallenden Arbeiten im Wohnhaus verrichten. Dadurch stellte sich der Kontakt mit den Mietern recht rasch ein und seine distanzierte Haltung zum Nationalsozialismus blieb diesen nicht verborgen. Eine ehemalige Hausbewohnerin, Eva Wulff³, damals etwa 13 Jahre alt, bestätigte, dass Jogmin keinen Hehl aus seiner Gesinnung machte, aber er trat auch nicht offen gegen die Nationalsozialisten auf. Jogmin schilderte die damalige Atmosphäre mit den Worten: «Je mehr die Judengesetze sich dann verschärften, in dem Maße wurden natürlich die Leute nervöser und suchten nach Auswegen. Besonders eben die Juden, die keine Möglichkeiten hatten, irgendwo unterzutauchen oder unterstützt zu werden. Es gab ja welche, die weg konnten, aber es gab eben auch welche, ganz armselige Juden, die nichts hatten und auch nicht wußten, wohin». Diejenigen Mieter der Wielandstraße, die die Möglichkeit hatten zu emigrieren, verließen Berlin zwischen 1937 und 1941. Mindestens 26 Personen des Hauses Wielandstraße 18 gelang es bis 1941, nach Übersee, Palästina, England oder nach Skandinavien zu entkommen.

Viele der im Haus lebenden Juden hatten jedoch keine Möglichkeiten ins Ausland zu gehen; oder aber sie erkannten die gefährliche Situation nicht und hofften auf ein baldiges Ende des Regimes.



Hinterhof und Gartenhaus der Wielandstr. 18, um 1955

Bereits 1936 hatte Otto Jogmin auch eine Teilhauswartsstelle im Nachbargebäude Nr. 17 übernommen, er war hier für die Wartung der Heizung zuständig. Auch in diesem Haus wohnten in der Mehrzahl jüdische Mieter; bald wurde es zum so genannten Judenhaus gemacht, in das man die Juden zwangsweise umsetzte und aus welchem man sie zum Zwecke der Deportation nach Osten wieder herausholte.

Als Otto Jogmin im April seine Stelle antritt, scheint die Mieterstruktur des Hauses – Juden und Nichtjuden – etwa 50 zu 50 gewesen zu sein, aber schon zwei Jahre später – 1937 – emigrierten die ersten Mieter des Hauses. Einige Bemerkungen zum Mieterschutz für Juden: Am 23. Dezember 1938 erging eine Anordnung, dass zwar der Mieterschutz für Juden bestehen bleibe, aber die Zusammenlegung von Juden in einem Haus erwünscht sei. Bereits vier Monate später, am 30. April 1939, trat ein Gesetz in Kraft, das besagte: «Juden genießen gegenüber einem nicht-jüdischen Vermieter keinen gesetzlichen Mieterschutz, wenn der Vermieter durch eine Bescheinigung der Gemeindebehörde nachweist, daß die anderweitige Unterbringung des Mieters gesichert ist». Dies

wurde durch einen Runderlass vom 4. Mai 1939 untermauert, in dem festgestellt wurde: «Soweit erforderlich, kann der den Juden zur Verfügung zu stellende Raum eingeengt werden, insbesondere durch Unterbringung mehrerer jüdischer Familien in den von Juden bewohnten größeren Wohnungen». Schließlich erfolgte mit der Verordnung vom 24. Juni 1939 die Aufhebung des Mieterschutzes für Juden, denn «die Vorschriften der Kündigungsschutzverordnung vom 19.4.1939 gelten nicht für Mietverträge, bei denen ein Mieter Jude ist». Vermutlich waren die Bewohner des Hauses Wielandstraße 17 alles so genannte Umsetzmieter, denn nach der Erinnerung von Herrn Jogmin lebten im Nachbarhaus ausschließlich Juden.

Die jüdischen Mieter beider Häuser begannen bald nach der «Kristallnacht» sich ratsuchend an Otto Jogmin zu wenden – sei es, dass sie ihn um Lebens- oder Arzneimittel baten, sei es, dass sie gefährdete Freunde und Familienmitglieder bei sich in der Wohnung aufnehmen wollten. Jogmin akzeptierte diese Bitten um längeren oder kurzfristigen Unterschlupf, mitunter registrierte er zwar die neuen Mieter im Mieterbuch, unterließ es jedoch häufig, ihre Religionszugehörigkeit zu vermerken.

Als sich die Situation für die Juden in Berlin immer mehr verschärfte und die Deportationen begannen, reichte es nicht mehr aus, die gefährdeten Juden mit Lebensmittelrationen und Medikamenten zu versorgen oder mit stiller Akzeptanz die Unterschlupf Suchenden in den Wohnungen gewähren zu lassen. Otto Jogmin fing nun an aktiv zu werden. Es begann damit, dass er, als er abends die Haustür verschließen wollte, eine ihm völlig fremde Frau buchstäblich von der Straße mit in seine Wohnung nahm. Er schildert dies folgendermaßen: «Die hab ich da aufgegebelt. Die patrouillierte da immer so hin und her vor der Haustür. Hat sich wohl nicht hereingetraut, denn es hatte sich ja rumgesprochen, wie ich eingestellt war, nicht wahr. Da war mit einem Mal diese Frau da und hat sich nicht reingetraut. Hab ich sie aufgegebelt vor der Haustür. Da habe ich sie gefragt und so weiter, und da hatte sie keine Bleibe. Sie war ausgerissen aus einer Pension, in der sie wohnte, als die Gestapo gekommen war und die Juden dort verhaftet hat, da ist sie eben geflüchtet. Sie hat sich retten können, durch den Hinter-

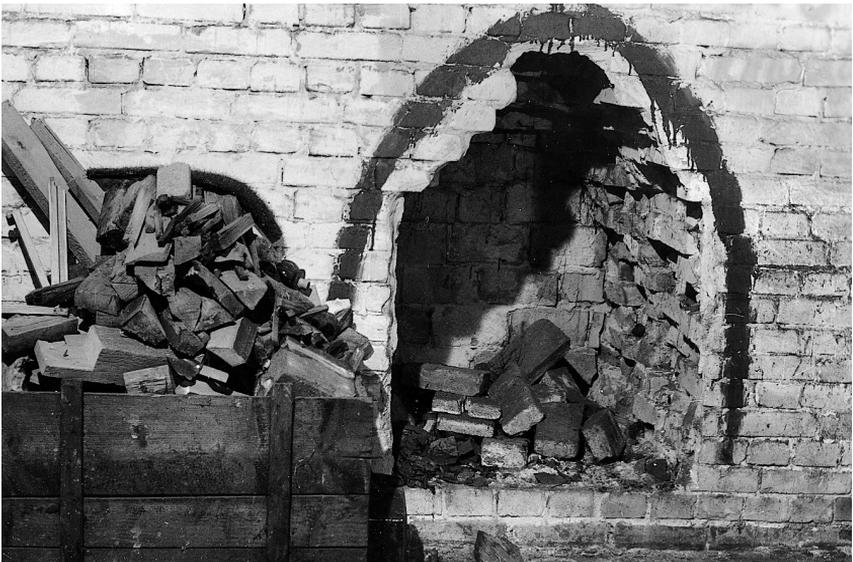
ausgang ist sie weggelaufen. Sie hatte wohl eben kein Unterkommen und da habe ich sie den Abend aufgegabelt. Natürlich.»

Die Frau, die er im Winter 1942 buchstäblich auf der Straße auflesen hatte, war Margarete Asch, zum Zeitpunkt des Zusammentreffens mit Jogmin war sie fast 60 Jahre alt. Er nahm sie mit in seine Portierloge und dort blieb sie – dreieinhalb Jahre. Vor den Hausbewohnern stellte er sie als Frau Lehmann vor und gab an, sie sei seine Tante. Die jüdischen Hausbewohner ahnten sicherlich etwas, die nichtjüdischen Mieter des Hauses dachten sich ihren Teil und schwiegen. Bis auf eine Mietpartei, deren Verhalten im Folgenden noch dargestellt wird. Doch auch Margarete Asch hatte Familie, sie hatte Freunde, die in der gleichen Not waren wie sie. Es waren ihre Schwester, nebst Ehemann, das Ehepaar Lieban wie auch deren Schwägerin Frieda Wandel und eine Freundin, die bald in das Haus einzogen.

Otto Jogmin ist ein ehrlicher Mensch, dem niemals in den Sinn gekommen wäre, etwas Verbotenes zu tun. Diebstahl, Betrügereien, illegale Geschäfte oder schwerwiegendere kriminelle Unternehmungen erschienen ihm ebenso fremd wie z. B. die Vorstellung, dass er, der Arbeiter Otto Jogmin, etwa Beamter sein könne, Oberpostrat oder dergleichen. Doch die Umstände zwangen ihn dazu, dass er nun anfang, strafbare Handlungen zu begehen. Es hatte mit der falschen Tante Lehmann begonnen, und beim Einzug der Liebans ging er schon einen Schritt weiter, in dem er sie in das Mieterbuch im Februar 1944 als Herrn und Frau Lüdeke, beide der evangelischen Glaubensgemeinschaft angehörig, eintrug. Als bisherigen Wohnort vermerkte er ein Haus in einer benachbarten Straße, das durch Bomben zerstört war. Zuvor – so berichtete er im Interview – hatte er sich genau kundig gemacht, welche Häuser in der Nähe einen solchen Totalschaden erlitten hatten, damit seine Behauptung Hand und Fuß hatte. Damit war die Lawine ins Rollen gebracht. Vermutlich durch Mundpropaganda setzte nun ein Schneeballsystem ein. Immer mehr Menschen fragten Otto Jogmin um Hilfe, baten um Unterschlupf, für eine Nacht, zwei Tage, zwei Wochen oder länger. Otto Jogmins Frau und Pflgetochter waren schon ins Mecklenburgische Gebiet vor den Bomben geflüchtet, sie konnten somit durch seine Aktionen nicht in Gefahr gebracht werden.

Die jüdischen Familien im Haus, die ihren Freunden und Verwandten halfen und sie in ihre Wohnungen aufnahmen, ließ er gewähren. Aber es gab Menschen, die einfach auf ihn zukamen und ihn direkt ansprachen. Wohin mit diesen Menschen? In einigen verlassenen Wohnungen – deren Mieter ebenfalls vor den Bomben aufs Land geflüchtet waren – brachte er tage- und wochenweise Juden unter, die von der Deportation bedroht waren. Noch 50 Jahre später erheitert ihn die Erinnerung daran, dass er in der Wohnung eines Wehrmachtsgenerals Juden versteckt hatte, oder waren es die zwei jungen russischen Zwangsarbeiter, die von ihrer Arbeitsstelle entlaufen waren? So genau kann sich Otto Jogmin, nunmehr über 90 Jahre alt, doch nicht mehr so recht erinnern.

Für die vielen, die um Unterschlupf baten, reichten die Wohnungen nicht mehr aus. Nun kam Otto Jogmin der Umstand zur Hilfe, dass er für das Heizungssystem des Nachbarhauses verantwortlich war und somit über zwei großräumige Kelleranlagen verfügte. Kurzerhand verwandelte er die Kellerräume des Hauses Nummer 18 in einigermaßen brauchbare Wohnräume. Er bereitete die kleineren Seitenkeller als Unterkünfte vor, indem er die Böden mit Teppichen bedeckte, notdürftig elektrisches Licht verlegte und eine Toilettenmöglichkeit installierte. Um die Kellerfluchten beider Häuser untereinander zu verbinden, brach er die Mauer



durch, damit die Versteckten im Falle einer Razzia hindurch kriechen und über die Kellerräume des Nachbarhauses ins Freie gelangen konnten. Diese damals notwendige bauliche Maßnahme macht ihm 50 Jahre später noch Sorgen und er erzählte: «Sie können noch die Keller sehen, wo ich die Mauerdurchbrüche gemacht habe, was ich eigentlich gar nicht durfte, durch die Tragemauern durch. Wo ich mich durchgebuddelt habe. Jetzt hab ich sie auch nur notdürftig zugemacht. Ich hätte das eigentlich melden müssen, daß ich die nur mit Steinen wieder zugefüllt habe, damit der Flügel bloß nicht einfällt. Ich hab das gemacht, damit wir immer durchkrauchen konnten, einen Fluchtweg hatten». Die notdürftige Schließung des Mauerdurchbruches hat allem Anschein nach nicht lange gehalten. Fotografien aus dem Jahre 1985 zeigen noch ganz deutlich die Fluchtausgänge.

In diesen Kellern beherbergte Otto Jogmin sehr viele Menschen, wie viele es damals waren, weiß er nicht, denn dieses Versteck sprach sich herum und es funktionierte. Seine Mahnungen an die Verborgenen, sich vorwiegend im Keller aufzuhalten und nicht hinauszugehen, höchstens mal am Abend, um frische Luft zu schnappen, wurden nicht immer befolgt. Mindestens einer seiner ständigen illegalen Kellerbewohner, Ernst Neugebauer, wurde unvorsichtig und verließ immer öfter diesen Unterschlupf, bis er schließlich aufgegriffen und am 29. Januar 1943 nach Auschwitz deportiert wurde.

Die Menschen, die in den Kellern und z.T. auch in den Wohnungen lebten, mussten auch beköstigt werden. Die Untergetauchten verfügten über keinerlei Lebensmittelkarten, und die Karten der legalen Mieter reichten oft nicht für die Verpflegung der Untermieter. Jogmin musste sich nun auch um Lebensmittel bemühen. Regelmäßig fuhr er in einen kleinen mecklenburgischen Ort und holte von einem befreundeten Schäfer Schafskäse oder auch Hammelspeck. Jogmin erinnert sich: «Ich bin dann immer requirieren gefahren, immer nach Mecklenburg und habe Lebensmittel besorgt, aber alle satt machen konnte ich ja nicht. Unmöglich, so viel Geld hatte ich ja nicht. Den Schäfer, den habe ich bekniert, den hab ich am Kragen gehabt, den hab ich bedrängt, daß er was rausrücken soll. Vor allen Dingen hatte ich nachher, weil es da brenzlich

wurde, da konnte ich nicht mehr nach Mecklenburg fahren, da habe ich dann meine Briefmarkensammlung verkauft und alles, was ich noch hatte – ja, ich hatte eine Briefmarkensammlung –, die habe ich dann verkauft, und dann bin ich nach Staaken raus gefahren, da war der Bruder von dem Schäfer, von dem ließ ich mir einen Sack Mehl schrotten, mahlen, also roh, damit wir wenigstens noch was zu Essen hatten.»

Hilfe – jedoch nur für kurze Zeit – erhielt Otto Jogmin von einem ihm unbekanntem Menschen. Es war Dr. Tiedjen, Direktor oder Abteilungsleiter des Schuhhauses Leiser in Berlin. Die Vermutung liegt nahe, dass Dr. Tiedjen mit einer jüdischen Hausbewohnerin befreundet war und so über das Schicksal der Menschen im Hause Bescheid wusste. Nach den Erinnerungen von Otto Jogmin nahm Dr. Tiedjen ihm einige Untergetauchte ab und brachte sie aufs Land in Sicherheit. Unter anderem war dies die dreiköpfige Familie Heinemann, die nach dem Krieg in die USA auswanderte. Doch Dr. Tiedjen verstarb bereits 1943 und Otto Jogmin musste sich nun ganz auf die Sympathie und Verschwiegenheit seiner Mieter verlassen.

Die Gefahr kam von einer Seite, von der es Otto Jogmin nicht vermutet hätte. Im Februar 1945 erscheint ein Polizist bei ihm und Frau Asch, die er damals im Winter 1942 in seine Wohnung genommen und als Frau Lehmann vorgestellt hatte. Der Polizist sagt Jogmin auf den Kopf zu, er würde eine Jüdin verstecken, was dieser entrüstet abstreitet. Daraufhin zieht der Polizist einen Zettel aus der Tasche, den er ihm vorliest: «Der Hauswart Otto Jogmin, Charlottenburg, Wielandstraße 18, hält seit Jahren viele Juden in dem Haus versteckt, darunter auch seit über drei Jahren eine Jüdin unter dem Namen Frau Lehmann.» Jogmin tritt gegenüber dem Polizisten äußerst selbstbewusst auf, droht, den Schreiber der Zeilen, den er kenne, zu verklagen und verunsichert so den Polizisten. Die Sache geht glimpflich aus, der Polizist verlässt die Wohnung. Doch Adalbert und Antonie Lieban, die unter dem Namen Lüdeke im Hause wohnten, hatten ein halbes Jahr zuvor weniger Glück. Das war im Sommer 1944. Otto Jogmin war an diesem Tag in Sachen Lebensmittelbeschaffung unterwegs, als das Ehepaar verhaftet und nach Theresienstadt deportiert wurde. Schon damals vermutete

Jogmin eine Denunziation hinter dieser Verhaftung. «Also, was ich jetzt sage, ist eine ganz scharfe Vermutung, aber im Laufe der Zeit sieht und hört man viel, so daß es gar keine andere Möglichkeit gibt, wer das gewesen ist, wer sie denunziert hat. Ich hatte mich damals auf die Strümpfe gemacht, bin nach Mecklenburg gefahren, dort ein paar Lebensmittel zu holen. Und als ich wiederkam, waren die verhaftet. Und wer das gewesen ist (er meint die Denunziation), das ist die Ellen Großcort gewesen. Das ist die Halbjüdin gewesen, die mit einem SS-Mann verheiratet war, die mußte sich aber scheiden lassen, mußte geschieden werden. Also lebte sie dann, als ihr Vater, der Jude, gestorben war, lebte sie mit der Mutter allein. Obwohl sie einen jüdischen Vater gehabt hat, hat sie sich von allem losgesagt, also sie hat sich so furchtbar gehässig geäußert auch über die Juden.» Der Vater der Ellen Großcort, Kurt Bendix, hatte seinem Leben im März 1942 ein Ende gesetzt. Warum Ellen Großcort das Ehepaar Lieban denunziert hatte, ob die Vermutung Otto Jogmin, die auch von Eva Wulff geäußert wurde, überhaupt den Tatsachen entspricht, bleibt unaufgeklärt. War es der Hass auf den Vater, aufgrund dessen jüdischer Herkunft ihre Ehe geschieden wurde und sie somit die Schuld an ihrem Schicksal allen Juden anlastete? Oder wollte sie nun auch einmal Macht ausüben und das Leben anderer Menschen beeinflussen? Nach Aussage von Eva Wulff war Ellen Großcort auch für den Tod der nichtjüdischen Mieterin Frau Michalke verantwortlich. Beim Eintreffen der Roten Armee bezichtigte Ellen Großcort diese als SS-Angehörige und Frau Michalke wurde sofort abgeführt. Am nächsten Tag, so die Aussage von Frau Wulff, fand man sie erschossen am Straßenrand. Albert und Antonie Lieban aber kehrten aus Theresienstadt zurück.

[...]